

Reinhard Ardelt

Eine Orgel, die man nicht sieht

Die Kapelle des Haus Johannisthal wurde mit einer Reisegruppe im August 2019 besucht, der Leiter Manfred Strigl führte uns in das architektonische Konzept ein. Die Orgel selbst wurde von mir nicht ausprobiert, da wir unmittelbar nach der Führung abreisten. Alle Angaben zur Orgel im folgenden Text beruhen auf einem Dispositionsentwurf, den Herr Strigl mir später auf meine Nachfrage hin zuschickte. Der Entwurf ist offenbar eine der vor dem Orgelbau diskutierten Varianten, ich bin also nicht sicher, ob er in allen Details letztendlich mit der tatsächlich gebauten Orgel übereinstimmt.

Nicht ohne Stolz, in meiner Erinnerung mit leicht verschmitztem Gesicht, weist uns der Leiter der kirchlichen Bildungsstätte Haus Johannisthal bei der Führung in der Kapelle seiner Einrichtung darauf hin, dass die Orgel so gebaut wurde, dass sie nicht gesehen wird. Und tatsächlich habe ich sie nicht gesehen, als ich zwei Tage zuvor allein die Kapelle besuchte. Dabei ist sie nicht wirklich unsichtbar; als routinierter Organist hätte ich in den zwei hervorstechenden Quadern an der Rückwand der Kapelle, der obere davon mit schräg gestellten Schwelljalousien, eine Orgel vermuten müssen, auch wenn keine Pfeifen sichtbar sind, und sowohl die kleine Empore als auch das eigentliche Instrument neutrale rechteckige Form aufweisen und mit genau demselben hellen Holz verkleidet sind wie die gesamte Kapelle. Diese Front will kein Orgel-"prospekt" sein.

Zum architektonischen Konzept und zur Ausstattung dieses Kapellen-Neubaus, der die Umbauten und Erweiterungen an den älteren Tagungshäusern zu einem geschlossenen Ensemble ergänzt, werden uns Stichworte genannt. Am wichtigsten ist das Streben nach Schlichtheit - Verzicht auf Dekoratives, Konzentration auf das Wesentliche. Schlichtheit ist hier nicht als Naivität zu verstehen, sondern im Sinne von Klarheit und Entschiedenheit gedacht. Mittel dazu sind die einfache, geradlinige Formung und die gleichmäßige helle Farbe des Raumes und der Sitzbänke, sowie die Sparsamkeit der Ausstattung mit wenigen funktionalen Elementen und noch weniger Kunstwerken. Auch die Besucher sollen damit zur Konzentration auf Wesentliches eingeladen werden; manche empfinden die Reizarmut als wohltuende Zurückhaltung, manche als Strenge. Ein zweiter Grundgedanke der Raumgestaltung ist eine vertikale Achse, die sich in der schlanken Form des Raums und seinem steilen Dach mit Lichteinfall von oben sowie im schmalen, hohen Fenster hinter dem Altar verwirklicht. Sie symbolisiert die Ausrichtung der Begegnung der Menschen mit Gott. Das dritte Element ist eine Verbindung mit der Region, der umgebenden Natur und der Geschichte des Ortes. Sie manifestiert sich in der Verwendung weniger, der Region verhafteter Materialien (Granit, Nadelholz, Glas), und im Aufnehmen der Formensprache der anderen, älteren Gebäude des Ensembles; auch darin sind die Ideale von Schlichtheit und Konzentration verwirklicht, zugleich aber auch ein sehr bewusster Kontrast gesetzt zu den vielen gut erhaltenen und gepflegten Barockaltären und barocken Kirchengestaltungen in den Dörfern und Kleinstädten der Umgebung.

Tagelang beschäftigen mich nach diesem Besuch zwei Fragen. Passt die Unsichtbarkeit der Orgel zu diesem Raum, oder widerspricht sie ihm? Und: was für musikalische Konsequenzen fordert der höchst eigenwillige Raum? An was für Musik haben Auftraggeber und Architekten gedacht? Was würde ich hier spielen wollen, was nicht? Zur Frage der Musikauswahl habe ich keine klare Lösung gefunden, aber im zweiten Teil dieses Textes ein paar Gedanken und Ideen skizziert. Zur Unsichtbarkeit des Instruments komme ich allerdings zu einem klaren Standpunkt: sie ist ein Problem, das über die narzisstische Kränkung meiner Organistenseele durchaus hinausgeht. Die Orgel zu verstecken, ist ein konzeptioneller Fehler; es widerspricht der Formensprache der Kapelle und den genannten Intentionen ihrer Erbauer.

I.

Dass ich die Orgel beim ersten Besuch nicht gesehen habe, liegt nicht nur an ihrer gelungenen Tarnung. Es liegt auch daran, dass es mir einfach plausibel erschien, dass ein solcher Raum keine Orgel hat. Einfachheit, Konzentration, Verbindung mit der umgebenden Natur: zu diesen Ideen hätte die Entscheidung gut gepasst, in der Kapelle auf eine Orgel zu verzichten. Hier nur unbegleitet zu singen, wäre aus künstlerischer Sicht schlüssig, aber für feiernde Gruppen wäre es natürlich eine Herausforderung und Einschränkung. Den Mut dazu hatten die Erbauer nicht, ernsthafte Probleme, eine Orgel zu finanzieren, vermutlich auch nicht. Also: man wollte eine Orgel, man hielt sie vermutlich nicht nur für wünschenswert, sondern für nötig.

Unter dieser Prämisse ist eine Orgel kein Zierrat, sondern wie z. B. Altar und Ambo ein Ausstattungselement mit klarer liturgischer Funktion. Demnach wäre ein sichtbarer Orgelprospekt keine überflüssige Dekoration, die die Schlichtheit des Raums beeinträchtigen könnte. Im Gegenteil: er würde die geforderte Klarheit und Geradlinigkeit erst herstellen, während eine verborgene Orgel diese konterkariert. Es wäre im Übrigen überhaupt kein Problem, bei der Gestaltung des Prospekts größte Rücksicht auf die Geschlossenheit des Raumeindrucks zu nehmen. Ein Orgelprospekt muss nicht immer Ausrufezeichen und Blickfang sein; ohne Schwierigkeiten wären die Verwendung einfacher und einfachster Formen und der Verzicht auf alles Plakative und auf alles bloß Ausschmückende auch bei einem sichtbaren Prospekt möglich. Senkrecht stehende Orgelpfeifen würden in Verbindung zum Fenster hinter dem Altar die gedachte vertikale Bezugsachse der Kapelle unterstützen, ihre Anordnung könnte auf die steile Dachform anspielen. In der farblichen Fassung des Gehäuses müsste ein Kontrast zu den Wänden nicht plakativ ausfallen, ein nur dezenter Unterschied oder auch das Beibehalten des hell gekalkten Holzes wären akzeptabel. Mit dem Verbergen der Pfeifen aber ist ein Schritt zu weit gegangen worden, denn hier ist die Architektur nicht mehr ehrlich. Die Homepage der Architekten nennt die Johannisthaler Orgel "in den Innenraum integriert" - das stimmt leider nicht, genau das ist versäumt worden. Etwas zu verstecken bedeutet nicht, es zu integrieren.

Im traditionellen Orgelbau gibt es unsichtbare Orgelwerke selten. Wirklich gängig ist im Grunde nur ein einziger Fall: sehr große, symphonische Orgelanlagen haben bisweilen ein Fernwerk, das unsichtbar mehr oder weniger weit entfernt von der Hauptorgel aufgestellt wird, oft über der Kirchendecke, so dass der Schall von oben in den Raum eintritt. Es ergänzt die Hauptorgel um eine nicht unbedingt notwendige Komponente. Was damit musikalisch angestrebt wird, ist räumliches Klangerleben mit größtmöglicher Differenzierung der Klangfarben. Das wären jedenfalls die Ziele auf der Basis eines künstlerischen Anspruchs; vordergründiger kann ein Fernwerk auch im Dienst des Kitschs stehen, um im Sinne einer romantischen Überwältigungsästhetik z. B. einen "mystischen" Klang zu erzeugen. Letzteres steht ganz offensichtlich zur Architektur der Johannisthaler Kapelle im Widerspruch und kann hier eigentlich nicht gemeint sein. Aber auch das Streben nach klanglicher Vielfalt und Differenzierung ist an diesem Ort zu hinterfragen.

Eine herkömmliche Orgel ist optisch und akustisch in hohem Maße statisch. Auch wenn sie gespielt wird, bleibt sie äußerlich eine Skulptur, an der sich nichts bewegt, und selbst die Spieler sind häufig auf Emporen verborgen. Die Ansteuerung der einzelnen Pfeifen kennen nur ein quasi digitales "an" und "aus", kein "Wie" der Lautstärke und Klangfarbe. Diese Eigenschaft des Orgelklangs ist oft beklagt worden, und viele historische und aktuelle Neuerungen im Orgelbau arbeiten sich daran ab, mehr klangfarbliche Gestaltungsmöglichkeiten zu schaffen. Für die Johannisthaler Kapelle aber stellt sich die Frage, ob ein klassisch-statischer, und damit: klarer, entschiedener Orgelklang nicht gerade das Angemessene wäre. Würden nicht wenige, in ihrer Funktion eindeutige, sehr

schön intonierte Register ohne Schwellkasten ein gutes Pendant zu diesem Raum bilden? Auch in einer Orgeldisposition lassen sich Schlichtheit und Konzentration auf das Wesentliche darstellen. Man hat sich hier aber ganz anders entschieden: die Disposition mit allein fünf labialen und zwei lingualen 8'-Registern im Manual, inklusive Schwebung und separat schwellbarer Harmonica, zielt auf eine romantische Klangdifferenzierung, und nicht nur ein Teilwerk (wie üblich), sondern das gesamte Instrument steht im Schwellkasten, dem Symbol einer flexiblen, differenzierten, aber auch fluiden und vagen Klanggestaltung. Ein flexibel formbarer Klang, und dabei zu sehen nur ein scheinbar pfeifenloses Orgelgehäuse, an dem sich Jalousien öffnen und schließen - als musikalische Antwort auf die Architektur leuchtet mir diese Orgel ganz und gar nicht ein.

II.

Interessanter und wichtiger, weil nach vorn gerichtet, ist die Frage: Welche Musik gehört in die Johannisthaler Kapelle? Mein erster Gedanke war: auch die Musik müsste hier schlicht, streng und modern sein. Aber ganz so einfach ist die Sache nicht.

Zwei grundverschiedene Denkansätze sind möglich. Die Kapelle hat in gewisser Hinsicht den Charakter einer leeren Projektionsfläche, Gottesdienste sollen sie mit Leben und Inhalt füllen. Die Musik kann ich dem "leeren" Raum zuordnen oder dem "belebten" Inhalt. Im ersten Fall werde ich versuchen, Musik zu spielen, die wie der Raum ist: abstrakt, schlicht, klar, offen für Deutungen und Projektionen. Sehe ich dagegen die Musik nicht als Bestandteil des räumlichen Settings, sondern als Bestandteil des Inhalts, mit dem konkrete Menschen den Raum füllen, dann kann ich wortwörtlich alles spielen, was ich will. Dann werde ich meine Musik nur nach dem Anlass und der Gemeinde aussuchen, nicht nach dem Raum.

Die Signale des Orgelbaus sind hier für mich widersprüchlich. Das Verbergen, die Gestaltung des Nicht-Prospekts der Orgel legt für mich das Erstere nahe: hier Musik zu spielen, die ebenfalls offene Projektionsfläche bleibt, die auch im Klanglichen eine gewisse Abstraktheit und Neutralität wahrt, eher meditativ als dramatisch; Musik, die sich einer konventionellen Dramaturgie verweigert. Hier denke ich zuerst an bestimmte Kompositionen der Moderne bis zur Gegenwart: an die Orgelwerke von Arvo Pärt, von Jean-Pierre Leguay, an "Organ and Silence" von Tom Johnson, an Olivier Messiaens posthum veröffentlichte kleine "Monodie".

Die cum grano salis romantisch orientierte Disposition und die Anlage im Schwellkasten signalisieren mir eher das Gegenteil: hier ist Musik erwünscht, die nicht der hochgradig abstrakten Architektur entspricht, sondern die möglichst konkret ist und den Raum mit Leben erfüllt - das könnte, wie schon gesagt, alles sein.

Die Signale der Orgelanlage sind widersprüchlich, aber es bleiben ja die klareren Signale des Raumes selbst. Zu diesem passt die engere Musikauswahl mit modernen und abstrakten Stücken sicher besser, zum Instrument nicht, aber, wie oben schon ausgeführt: Orgel und Raum sprechen hier nicht dieselbe Sprache. Eine große Chance und eine große Herausforderung wäre es, diese widersprüchlichen Impulse improvisierend aufzunehmen, und innerhalb der Liturgie lässt sich beim Improvisieren ja auch leichter als beim Literaturspiel die Modernität so dosieren, dass eine Gemeinde herausgefordert, aber nicht vor den Kopf gestoßen wird.

Wenn es aber doch Literatur aus dem traditionellen Repertoire sein soll, würde ich nicht nur dem Geschmack einer Gemeinde, sondern auch diesem starken Raumeindruck gerecht werden wollen. Klarheit, Entschiedenheit und Konzentration sollte die Musik

aufweisen, sparsam mit figurativen Elementen umgehen. Spontane Ablehnung empfinde ich gegenüber der Vorstellung, hier süddeutsche / österreichische / italienische Barockmusik zu spielen. Ähnlich abwegig erscheint mir für diesen Ort die zur Zeit florierende Gebrauchs-Orgelmusik in Jazz- oder Pop-Idiomatik. Dabei geht es nicht darum, diese Stilrichtungen abzuwerten, sondern um Folgendes: die Architektur der Kapelle fordert mich als Musiker auf, hier dem Naheliegenden, dem Normalen und Gewohnten eher aus dem Weg gehen, und erst recht dem Niedrigschwelligen. Optisch formuliert die Kapelle das biblische "wir haben hier keine bleibende Statt"; akustisch würde ich dasselbe ausdrücken wollen. Musik, in der man sich ohne Irritation zu Hause fühlt, wäre keine Antwort auf diesen Raum.

Hier meine Ergebnisse eines kurzen und unvollständigen Ganges durch die Musikgeschichte, vom Frühbarock bis zur Gegenwart, mit Urteilen, die plakativ und zwangsläufig stark verallgemeinert sind:

Jan Pieterszoon Sweelinck könnte gut zum Raum passen, Girolamo Frescobaldi eher nicht.

Johann Sebastian Bach: ja, François Couperin: nein.

Felix Mendelssohn: ja, Johann Christian Heinrich Rinck: nein.

César Franck: ja, Felix Alexandre Guilmant: nein.

Johannes Brahms: ja, Max Reger: nein.

Jean-Pierre Leguay: ja, Naji Hakim: nein.

Mehrere (nicht alle) der genannten Paarungen zeigen eine überraschende Eigenschaft. Haus Johannisthal mit seiner Kapelle ist eine katholische Einrichtung in Trägerschaft des Bistums Regensburg. Die Komponisten aber, die mir spontan für diese Kapelle passend erscheinen, sind überwiegend protestantisch, die weniger passenden überwiegend katholisch! An diesem Punkt wird noch einmal klar, wie sehr die Kapelle etwas Anderes ist als die in der Oberpfalz gewohnte Barockkirche. Konzentration auf das Wesentliche gilt ja als typisch evangelische Forderung, während man den Katholiken eher eine großzügige Integration aller möglichen Elemente in ihre Kirchen und ihre Gottesdienste zuschreibt. In diesem Spannungsfeld hat die Kapelle in Johannisthal für mich eine wunderbar ökumenische Ausstrahlung.

Denke ich die gegensätzlichen Eindrücke von Kirchen, die ich in der Oberpfalz erlebt habe, einmal zusammen - die ausschweifend ausgestatteten Barockkirchen und die Johannisthaler Kapelle in ihrer geradezu protestantischen Strenge - , dann glaube ich einen Komponisten besser zu verstehen, dessen Musik ich bisher ambivalent gegenüber stand. Die Orgelstücke des früheren Regensburger Domorganisten Eberhard Kraus mit ihrer eigenwillig interpretierten Zwölftontechnik verbinden eine moderne, teils freitonale, teils atonale Tonhöhenorganisation mit vollkommen der Tradition verhafteten Melodiegesten, -figurationen und -zitate. Diese Kombination empfand ich bisher als halbherzig und musikalisch wenig überzeugend; nach meiner Oberpfalz-Reise erscheint sie mir wie ein musikalisches Pendant zu einer Landschaft, in der barocke und moderne Architektur sich irgendwie doch zu einem Ganzen finden. Auch diese Musik erklänge in der Johannisthaler Kapelle an einem passenden Ort.